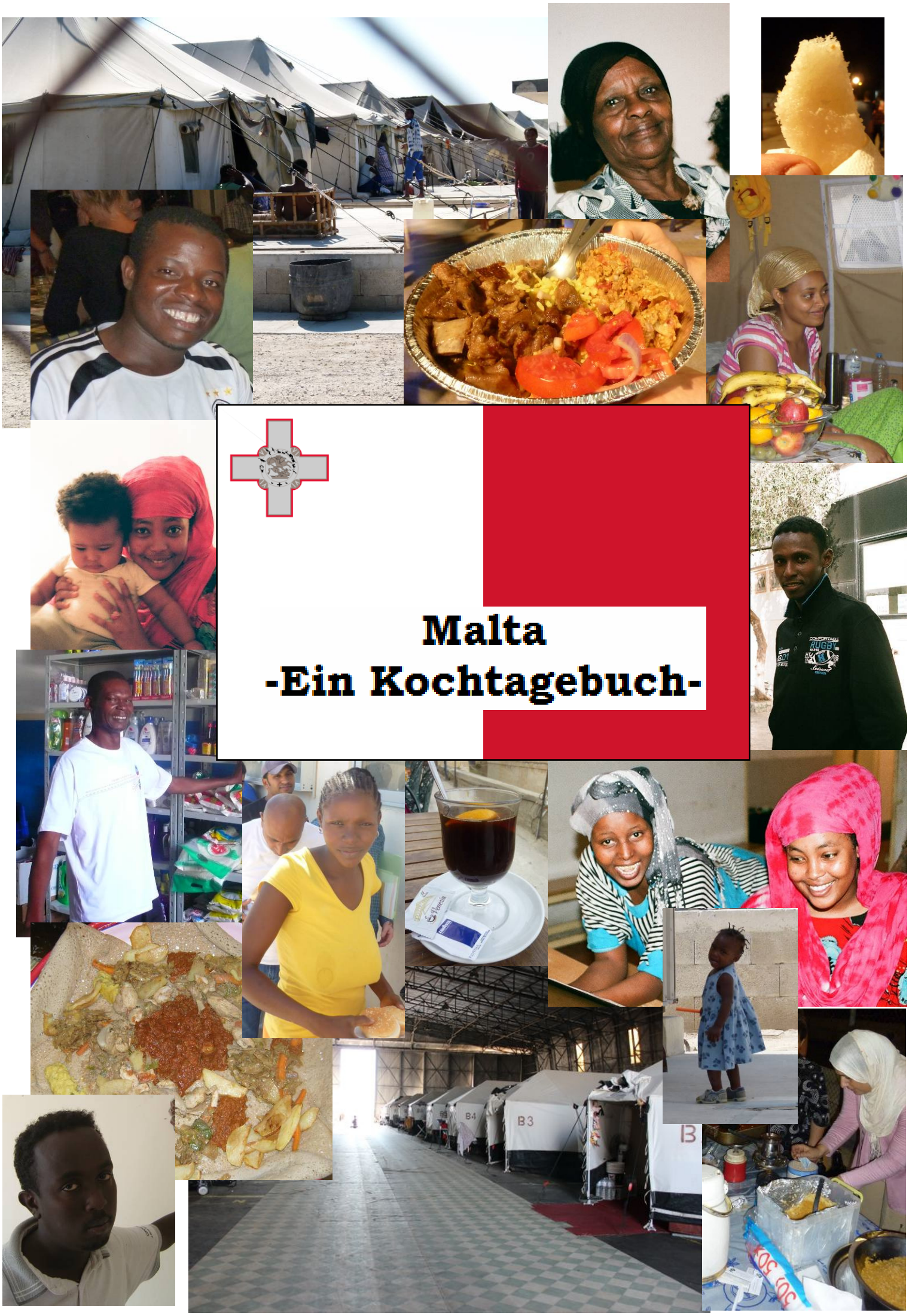


Malta
-Ein Kochtagebuch-

ASYL in der Kirche e.V.
Ökumenische
Bundesarbeitsgemeinschaft

GD Bildung und Kultur
Programm „Jugend in Aktion“

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	2
Ein paar wichtige Fakten über Malta	4
Deutschland:	6
Schwäbisch-Maltesisches Kartoffelsalat-Rezept	6
Marsa-Open-Center:	7
Palästina	7
Basbusa-Rezept	7
Unser erster Besuch	7
Sudan	9
Auberginensalat	9
Marsa: Das Leben in der Enge	9
Somalia	11
Coconut-Biskuit-Rezept	11
Geschichten, fern von Familie und Normalität	11
Erfahrungen von Julia	12
Hangar-Open-Center:	14
Somalia	14
Sugo-Rezept	14
Geschichte einer Odyssee	14
Gefangen in der Perspektivlosigkeit	17
Äthiopien	19
Ein Geschenk	19
Women-Open-Center:	21
Das Leben der Frauen	21
Tent-Open-Center:	23
Eritrea	23
Injera-Rezept	23
Signi-Rezept	23
Zwischen den Fronten	24
Somalia	25
Fluchtversuch aus der Hoffnungslosigkeit	25
Die unbekannten Folgen der Revolution	27
Malta – das Leben außerhalb der Open-Centers:	29
Togo	29
Erinnerungen an die Heimat	29
Hühnersuppe mit Thunfisch und Riz de Mélangé d'Aricot	29
Philippinen	30
Pancit-Rezept	30
Ein Leben im Dienste der Familie	31
Erinnerungen einer Mutter	32
Das schöne Malta	32
Unterwegs als Touri	32
Maltesischer Reisauflauf – Rezept	34

Vorwort

Gibt es denn nicht schon genug Kochbücher auf dieser Welt? Stimmt. Aber neben den vielen anderen Kochbüchern enthält dieses Kochbuch neben manch leckerem Gaumenschmaus noch vieles mehr, warum sich ein Blick hinter das Cover lohnt.
Es enthält die Geschichten und erschütternden Erfahrungen vieler verschiedener Personen, welche ihr Heimatland aufgrund von Krieg, Hunger oder wirtschaftlicher Not verlassen mussten und auf diesem Weg Malta erreichten. Aber natürlich auch Rezepte aus deren früherer Heimat, welche sie mit uns während unseres Aufenthalts auf Malta teilten.

„Wir“, das ist eine Gruppe von deutschen und maltesischen jungen Erwachsenen, welche in der Flüchtlingsthematik interessiert und engagiert sind und an der Internationalen Sommeruniversität 2011 in Malta zum Thema „Flüchtlingsschutz an den EU-Außengrenzen: Dialog zwischen Menschenrechten und Bibel“ teilnahmen.

Doch warum machen wir gerade ein Kochbuch? Haben die Flüchtlinge auf Malta nicht schon genug Probleme, als dass sie nun auch noch daran Interesse hätten, ob in Deutschland ihre traditionellen Gerichte nachgekocht werden? Ja und nein. Essen ist ja nicht gleich Essen, denn Essen ist noch so viel mehr als ein Verdauungsakt. Ein Essen ist ein Ort der Begegnung und der Gemeinschaft. Gemeinsam essen heißt auch gemeinsam sprechen, gemeinsam zuzuhören, gemeinsam Ohnmacht aushalten.
Essen verbindet - über Kulturen und Sprachbarrieren hinweg. Gemeinsames Essen ist wie eine große Geste. Das Einladen an den heimischen Tisch ist eine Einladung, hinter die Kulissen zu sehen und ein wenig in das Familienleben, in den inneren Kreis eines Menschen einzutauchen. Eine Einladung zum Essen ist zugleich ein Zeichen des Vertrauens, der Wertschätzung und der Verbundenheit. Mit ihren Rezepten laden uns die verschiedenen Menschen auf Malta ein, an ihren Tisch zu kommen und ein bisschen mehr über ihre Geschichte zu erfahren und unseren Alltag mit ihren Rezepten und ihren Geschichten zu bereichern.

Im Essen und im Kochen der Gerichte der verschiedenen Menschen in diesem Kochbuch können wir unsere Verbundenheit mit den Flüchtlingen auf Malta und deren Situation ausdrücken und uns deren Situation immer wieder vor unserem inneren Auge bewusst machen. Beim Essen kommt man ins Gespräch. Und welch passenderen Moment könnte es denn geben, um mit seinem Gegenüber über das Thema der Flüchtlinge auf Malta ins Gespräch zu kommen, um den Menschen hier in Deutschland, in unserem Umfeld, die Situation der Flüchtlinge auf Malta bekannt zu machen; um Zeuge zu sein für deren Not und um für ihre Belange im Kleinen einzutreten. Mit jedem Essen wird somit ein kleiner Teil der

Geschichte der Menschen auf Malta erzählt, mit jedem Essen können wir uns wieder neu an ihre Situation erinnern und uns auch unserer Mitverantwortung bewusst werden.
Für die vielen Flüchtlinge auf Malta und anderswo auf der Welt ist es wichtig, dass wir uns ihre Geschichten weitererzählen, dass uns die Not der in den Lagern lebenden Menschen bewusst wird. Dadurch ist es möglich, dass sich die Situation der Flüchtlinge einmal bessern wird und sich die hier erzählten Geschichten und noch die vieler anderer Menschen doch noch zum Guten wenden können.
Die Erfahrung des gemeinsamen Essens und die Freude dabei, mit anderen sein Essen zu teilen, soll zudem für die Gastfreundschaft stehen, welche wir so oft in den Lagern auf Malta erfahren durften und welche sich all die heimatlosen Menschen auf Malta von den Menschen in Europa erhoffen.

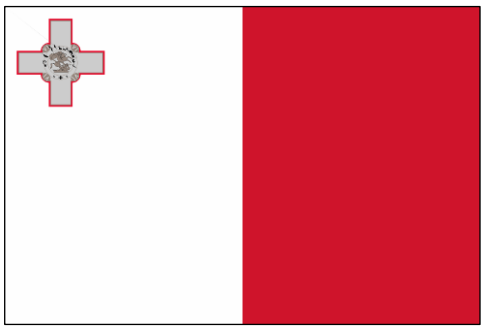
In diesem Kochbuch erzählen einige der auf Malta gestrandeten Flüchtlinge ihre Erlebnisse. Doch nicht nur das: Mit ihren Rezepten und persönlichen Erinnerungen schenken sie uns zugleich ein Stück ihrer selbst, ihrer persönlichen Geschichte, ihrer Kultur und Tradition. Dies alles möchte uns zeigen, dass hinter den vielen Namen und Zahlen, die uns in den Medien von den Flüchtlingen berichtet werden, Menschen wie wir stehen. Menschen mit dem Wunsch nach Freiheit, Frieden und einem Leben in Würde.

Im Alltag Zeuge sein, die Klage der Menschen auf Malta auch hier in Deutschland hörbar zu machen und unsere Mitmenschen in Not nicht zu vergessen, dass sollte unser aller Anspruch sein, zu welchem dieses Kochbuch einen kleinen Beitrag leisten möchte.
Lassen Sie sich von diesen Menschen inspirieren – in der heimischen Küche wie auch im Leben – und tragen Sie deren Geschichten weiter, als einen der vielen kleinen Schritte in die richtige Richtung, die in der Zukunft hoffentlich zu vielerlei Veränderung führen.

In diesem Sinne, *bon appétit*!

Veit Röger, Susanne Noack, Niklas Schimmer, Dietrich Gerstner

Ein paar wichtige Fakten über Malta:[1]



In Malta leben im Jahre 2011 ca. 417.000 Malteser auf einer Fläche von 316 km² – das ganze Land Malta misst etwa 1/3 der Fläche Berlins. Damit ist Malta mit seinem Beitritt zur EU der kleinste Mitgliedsstaat. Auf einen Quadratkilometer kommen etwa 1.300 Malteser – gehört Malta zu den Ländern mit der höchsten Bevölkerungsdichte der Welt!

Bis 2002 blieb die maltesische Bevölkerung in ihrem Staat relativ unter sich, doch durch seine Lage zwischen den Kontinenten Afrika und Europa wurde Malta zu einer Anlaufstelle für viele Fliehende, vorrangig aus dem Subsahara-Gebiet. Die Insel ist hoffnungslos übervölkert, und natürliche Ressourcen sind knapp.

Seit 2002 landen zunehmend Boote oder häufig nur noch Schiffbrüchige auf der Insel. Die meisten sind von Tripolis, Libyen aus mit kleinen, überfüllten, meeresuntauglichen Booten aufgebrochen: Ziel Europa. Durch das große Seerettungsgebiet bis kurz vor der Küste Kretas trägt Malta für die Rettung Vieler Verantwortung. 2008 erreichte die Zahl der neu Ankommenden mit über 2.500 Menschen ihren bisherigen Höhepunkt. Die Insel hat schon vor knapp 2000 Jahren ihre Gastfreundschaft für Schiffbrüchige erwiesen, wie wir es über Paulus in der Bibel nachlesen können (Apostelgeschichte 27). Doch heute ist die Situation etwas anders. Malta fühlt sich allein gelassen. 13.-14.000 Flüchtlinge zwischen 2002 und 2009 mag zunächst wenig klingen, doch für einen kleinen Flecken Erde mit ca. 400.000 Bewohnern ist es eine große Herausforderung, oder besser Überforderung. Aufgrund der geringen Fläche des Landes beträgt die durchschnittliche Bevölkerungsdichte 1307 Menschen auf einem Quadratkilometer. Diese Zahlen erlauben einen ungefähren Eindruck davon, wie sehr einige strandende Flüchtlingsboote doch ins Gewicht fallen: Bei einem Besuch bei AWAS (Association for the Welfare of Asylumseekers) erklärte man uns, dass 400 ankommende Flüchtlinge auf Malta bevölkerungstechnisch wahrgenommen würden, wie 400.000 Flüchtlinge in Deutschland.

Die meisten von den auf Malta ankommenden Menschen stammen aus Somalia und Eritrea. Lediglich 13% davon sind Frauen.

Ungefähr 56% der auf Malta Asyl beantragenden Menschen wird ein internationaler Schutz zugebilligt. 3% werden als Flüchtlinge anerkannt, 53% erhalten subsidiären Schutz, d.h. sie werden nicht als asylberechtigt anerkannt, können aber aus humanitären Gründen nicht abgeschoben werden.

Alle „illegal“, d.h. ohne Einreisevisum ankommenden Menschen müssen zunächst ins Detention Camp. Das ist ein geschlossenes Lager, in welchem gefängnisartige Zustände herrschen. Dort bleiben sie bis zu 18 Monate, bis die Einzelheiten ihres Asylverfahrens

[1] Quelle: Malta Fact Sheet 2002-2010, herausgegeben durch das UNHCR.

geklärt sind. Malta ist das einzige Land in der Europäischen Union, das konsequent alle „illegal“ ankommenden EmigrantInnen in den ersten Monaten in diesen Detention Camps unterbringt und nicht nur auffällige Einzelpersonen.

Nach dem Aufenthalt im Detention Camp werden die EmigrantInnen in sog. Open Centers, also offenen Lagern, untergebracht. In den Open Centers erhalten die BewohnerInnen ein Bett und 130€ im Monat, um sich damit selbst zu versorgen. In einigen Open Centers wird einmal am Tag eine bestimmte Anzahl an kostenlosem Essen ausgeteilt.

Von diesen Open Centers gibt es auf Malta insgesamt neun Stück:

das Marsa Open-Center,
das Hal Far Hangar-Center,
das Hal Far Women-Center für Frauen,
das Hal Far Tent-Center,
das Hal Far Family-Center für Familien,
zwei Open-Centers für Minderjährige
und zwei Open-Centers unter kirchlicher Obhut.

In diesen Open Centers leben aktuell ungefähr 2.500 Menschen. Doch die Plätze werden knapp, weshalb viele der im Moment dort lebenden Menschen bald diese verlassen müssen, um ihr Bett für neu ankommende Flüchtlinge frei zu machen.

Bis Mitte des Jahres 2011 kamen mehr als 1.500 Menschen mit Flüchtlingsbooten auf Malta an. Diese Zahl steht den 1.500 Menschen gegenüber, welche nach Schätzungen des UNHCR bei dem Versuch, Europa über das Mittelmeer zu erreichen, im selben Jahr umgekommen sind.[2]

Veit

[2] Quelle: Malta 2011 Mid-Year Fact Sheet, herausgegeben durch das UNHCR.

Deutschland

Schwäbisch-Maltesischer Kartoffelsalat

Als wir uns am Freitagabend auf den Weg zum Marsa Open Center machten, sollten wir etwas sehr Deutsches zum Gelingen des Festivals beisteuern. Schnell entschieden wir uns für Kartoffelsalat in seiner schwäbischen Ausprägung, d.h. ohne Mayonnaise dafür mit Gemüsebrühe und viel Zwiebel. Aus Rücksicht auf die u.a. muslimischen Bewohner des Flüchtlingszentrums verzichteten wir auch auf (Schweine-)Speck.
Bei der Herstellung des Kartoffelsalats war die halbe deutsche Gruppe mit großem Enthusiasmus beteiligt. Dementsprechend leidenschaftlich entwickelte sich eine Diskussion über unterschiedliche Arten von Kartoffeln. Die Rede war unter anderem von der deutschen Lieblingskartoffel „Linda“, die einstmals drohte, von den Speisekarten zu verschwinden. Glücklicherweise setzte man sich seinerzeit für den Erhalt „unserer Linda“ ein.
Das Schwäbische musste sich am Ende dem mediterranen Angebot des örtlichen Lebensmittelmarktes beugen – so kamen Olivenöl und dunkler Balsamico-Essig zum Einsatz, was Geschmack und Farbe des Kartoffelsalats leicht veränderte…
Man befrage Dietrich Gerstner, sofern man Interesse hat an seinem ursprünglichen Vorhaben.

Zutaten (jeweils reichlich):
Kartoffeln
Zwiebeln
Frühlingszwiebeln
Gewürzgurken aus dem Glas
Salz
Pfeffer
Balsamico-Essig
Olivenöl
Gemüsebrühe

Zubereitung:
Kartoffeln kochen (am besten einige Stunden zuvor), schälen und in dünne Scheiben schneiden. Zwiebeln und Gurken in kleine Würfel schneiden und unter die Kartoffeln mischen. Anschließend Balsamico und Olivenöl dazugeben, bis der bis hierhin noch schwäbische Kartoffelsalat seine typische maltesische Bräune erhalten hat. Abschmecken. Die Gemüsebrühe in kochendem Wasser auflösen, abkühlen lassen und über den Salat geben. Alles etwas ziehen lassen.
Dazu gab es leckeres maltesisches Sesam-Weißbrot. Andere Beilagen wären denkbar.
Der schwäbisch-maltesische Kartoffelsalat hält sich im Kühlschrank etwa drei Tage und mehr. Erfahrungsgemäß zeigen Teilnehmerinnen und Teilnehmer von Jugendreisen tagelang großes Interesse daran.

Dietrich

Marsa-Open-Center

Palästina:

Basbusa

Traditionelle Süßspeise aus Ramallah, Palästina – nicht zu verwechseln mit der viel zu süßen Speise Kefiah aus Nablus.

1 Tasse Kokosraspel
1 Tasse Mehl
1 Tasse Grieß
5 Eier
1 Tasse lauwarme Milch
1 Packung Vanillezucker
etwas Öl
½ Würfel Hefe

Eier, Milch und Hefe vermischen. Danach alles weitere dazugeben. Öl nach Ermessen hinzufügen, damit die Masse nicht zu fest wird.
Den Teig bei etwa 60°C 45 Minuten gehen lassen. Daraufhin noch einmal durchkneten, in eine Kuchenform füllen und bei ca. 200°C im Ofen backen, bis der Kuchen leicht braun ist.
Macht die Stäbchenprobe, um zu testen, ob der Teig noch klebrig ist.
Ist der Kuchen stattdessen luftig locker, ist er fertig.
Guten Appetit!

Unser erster Besuch

Dieses Rezept fiel uns beim ersten Besuch im Marsa-Open Center in die Hände. Während im Hintergrund die Hiphopper ihre Texte schmetterten, die Bässe wummerten und die Menge grölte, hatten wir nur eines im Sinn: Wir sammelten die ersten Rezepte für unser Kochbuchprojekt. Nachdem wir uns zuvor an den anderen zahlreichen Essensständen die Bäuche vollgeschlagen hatten, mussten wir auch das Rezept dieser leckeren Nachspeise aus Palästina in Erfahrung bringen.

Bei unserem ersten Besuch im Marsa-Open Center wurden wir mit großer Gastfreundschaft empfangen. Es war der erste Tag für uns in einem maltesischen Flüchtlingslager, die Zustände dort überwältigten uns. Dennoch oder gerade deshalb fanden wir bald Zugang zu ersten Gesprächen, die sich natürlich nicht in den biografischen Berichten der Menschen erschöpften. Wir wollten unseren Blick weiter spannen, bis in die Lebensrealität unserer Gegenwart hinein. Das große Festival war uns ein willkommener Anlass, wie man sich vorstellen kann. Auf dem Gelände des Centers leben viele hundert Männer nah beieinander, schlafen bis zu fünfzig und mehr in einer großen Halle auf dem Hof oder auch in den kleineren Räumen der ehemaligen Berufsschule. Morgens warten die Männer vor dem Lager auf potentielle Arbeitgeber, die mit Autos vorfahren, Leute abholen und anschließend gut, schlecht oder gar nicht dafür bezahlen. Mit solchen Gelegenheitsarbeiten können sich die jungen Männer etwas Geld dazu verdienen, eine feste Arbeitsstelle wird für die meisten von ihnen jedoch unerreichbar sein. Wer arbeiten geht, kann mittags keine Unterschrift leisten, um seine Anwesenheit zu bezeugen und erhält automatisch weniger Geld von der Regierung. Alle anderen vertreiben sich die Zeit auf dem Gelände und außerhalb. Häufig sieht man die jungen Männer in Gruppen beieinander sitzen, reden und zuhören. Natürlich spielt hier das Essen eine große Rolle. Die Regierung vergibt für die weit über 600 Bewohner momentan 100 Essen am Tag. Die meisten kochen daher selbst in den Küchen der Einrichtung oder besuchen die von den Bewohnern selbst organisierten Restaurants auf dem Gelände. Das Geld ist knapp – den Bewohnern eines Open Centers stehen lediglich 130 € im Monat zur Verfügung, mit welchen sie ihren Lebensunterhalt bestreiten müssen. Darum gilt es, sich in Gruppen zusammenzuschließen. Niemand isst hier für sich allein.

Susi

Sudan:

Im Marsa Open Center gibt es ein sudanesisches Restaurant, in dem Bewohner und Gäste täglich typisch sudanesische Gerichte erhalten. Das Essen hier ist Vegetarierinnen und Vegetariern in den allermeisten Fällen wohl keine Freude, es kommen mitunter ganze Schafe in den Kochtopf, wenn man den überzeugenden Augenzeugenberichten der Köche Glauben schenken darf. Auf unsere Frage nach den Zutaten für das hier abgebildete Menü, erhielten wir jedenfalls die Auskunft, es handle sich dabei schlicht um Reis, Schaf und Salat. Mehr gäbe es dazu auch nicht zu sagen. Weil sich der junge Mann also nicht verpflichtet fühlte, deutlichere Informationen bereitzustellen, waren wir auf die Arbeit unserer eigenen empfindlichen Geschmacksnerven angewiesen.

Es stellte sich heraus, dass besagtes Schaffleisch mit Zwiebeln in Öl und reichlich Gewürzen angebraten worden sein muss. Der Reis wurde mit Curry verfeinert, was ihm eine ansprechende Gelbfärbung verlieh. Nun, wie verhält es sich mit dem Salat? Wir vermuten, es handelt sich hierbei um

Auberginensalat

- Aubergine
- Tomaten
- Zwiebeln
- Salz, Pfeffer, Gewürze nach Belieben

Unserer Rekonstruktion zufolge ist folgendes passiert, bevor die Aubergine in Musform auf unserem Teller gelandet war: Sie wurde gewaschen, gewürfelt und gemeinsam mit den Zwiebeln leicht angebraten. Anschließend gab man wohl die Tomaten in kleine Stücke geschnitten dazu und pürierte alles zusammen mit den Gewürzen.
Dazu wurde Tomatensalat mit Zwiebeln serviert. Eine vorzügliche Kombination!

Marsa: Das Leben in der Enge

B. ist 28 und kommt aus dem Sudan. Er ist schon seit 2004 auf Malta, zwischendurch versuchte er in Frankreich Fuß zu fassen, wurde aber alsbald wieder zurückgeschickt. B. redet gerne übers Essen. Man sieht ihm an, dass es ihm eine Herzensangelegenheit ist, uns zu erzählen, wie schwer es ihm fällt, noch immer im Open Center zu leben, das kleine vermüllte Zimmer mit 15 Menschen zu teilen, die unterschiedlicher nicht sein könnten und sich mit dem Essen zufrieden zu geben, das man hier kaufen kann. B. sagt, mit 130 Euro im Monat ist es kaum möglich, sich ausreichend zu ernähren. Man ist darauf angewiesen, zusammen zu legen. Man kann sich gut vorstellen, dass es da schnell zu Meinungsverschiedenheiten kommen kann. Weil er aus einem anderen europäischen Land zurückgesandt wurde, erhält B. überdies noch einmal 50

Euro weniger als die anderen. Er ist froh, dass er noch immer in Marsa unterkommen kann, denn neuerdings werden die Bewohner schon nach einem Jahr auf die Straße gesetzt.

B. schimpft. Hier gibt es nur Hühnchen zu essen, immer nur Hühnchen. Schaf- oder Lammfleisch, wie in diesem Rezept vorgesehen, ist die ganz große Ausnahme. Er selbst isst so gerne Fisch, und wie kann es sein, dass er auf einer Insel lebt, die von Wasser umgeben ist, in dem Fische schwimmen und trotzdem niemals ein Fisch den Weg auf seinen Teller findet? Gutes Essen kostet in Malta gutes Geld. Will er sich afrikanische Zutaten kaufen, um sudanesisches Essen herzustellen, muss er mit anderen dafür sparen. Und doch reicht es nie für alle. Immer finden sich noch mehr Menschen am Tisch zusammen, immer muss man alles teilen. Im Sudan isst die ganze Familie gemeinsam, schwärmt B. Doch das ist etwas ganz anderes. Das ist schön. Hier ist es nicht schön.

Niklas

Somalia:

Coconut Biskuit

In Somalia gibt es viele verschiedene Arten von Biskuits, oft sind sie wie im vorliegenden Rezept mit Mandeln verfeinert. Biskuits werden traditionell auf Hochzeiten und anderen großen Familienfesten verzehrt.

- Kokosnussflocken
- weißer Roh-Rohrzucker
- ein bisschen Wasser
- gehackte Mandeln

Gebt ein bisschen Wasser in die Pfanne, damit der Zucker beim Karamellisieren nicht anbrennt.
Fügt nun den Zucker dazu, lasst ihn karamellisieren und gebt die Kokosnussflocken gemeinsam mit den gehackten Mandeln zur Masse.
Anschließend wird noch Wasser nötig sein, damit der Biskuit am Ende nicht zu hart wird. Somalische Frauen vermengen die Zutaten mit den Händen. Wir nehmen aufgrund der hohen Temperatur mit dem Kochlöffel vorlieb. Gießt alles in eine Form und lasst es abkühlen. Nun nach traditioneller somalischer Art nur noch in Rauten schneiden und servieren.

Geschichten, fern von Familie und Normalität

H. ist 37 Jahre alt und kommt aus Mogadischu in Somalia. Er hat sich im Jahr 2008 auf die Reise begeben. In Libyen musste er für die Überfahrt nach Europa eine Menge Geld bezahlen. Er sagt, er wäre andernfalls ganz bestimmt ins Gefängnis gekommen. Auf einem sehr kleinen Boot erreichte er gemeinsam mit 27 anderen schließlich Malta. Alle hatten die gefährliche Fahrt übers Mittelmeer überlebt. In Malta half ihnen die maltesische Polizei in den Hafen. Sie nahm die jungen Männer fest und führte sie ins Detention Center, wo H. einige Monate verbringen musste. Anschließend wurde er im Hal-Far Hangar untergebracht. Er hielt die unzureichende Versorgung dort für unmenschlich und versuchte in den Niederlanden sein Glück, wurde jedoch auch dort wieder inhaftiert und augenblicklich nach Malta zurückgeschoben.

H. vermisst seine Familie sehr, die er in Somalia zurückgelassen hat. Seine Frau und die sieben Kinder hatten große Erwartungen in ihn, als sie ihn nach Europa gehen ließen. Sie warten schon seit seinem Abschied darauf, dass H. ihnen endlich Geld schicken würde, damit sie in Somalia ein etwas leichteres, vielleicht besseres Leben führen können, sofern dies unter den katastrophalen Zuständen dort überhaupt möglich sein sollte. H. jedoch traut sich noch nicht einmal, seine Frau anzurufen. Er hatte seit über drei Jahren keinen Kontakt mehr, und man kann ihm ansehen, dass ihm das wahnsinnig schwer fallen muss. Doch wie soll er seiner Frau seine Situation erklären? Wie soll er ihr klar machen, dass sein Leben auf Malta ebenso orientierungslos und unmenschlich ist, wo sie doch dort mit den gemeinsamen Kindern im

dauerhaften Kriegszustand ausharrt. Wie kann ein Mensch so leben, wie es H. und seine Frau tun?

A. ist mit seinen 32 Jahren etwas jünger als H. Die Lebensgeschichten der beiden sind sich dennoch erschreckend ähnlich. A.'s Frau lebt mit sechs Kindern in Somalia. Er ist seit vier Jahren auf Malta und hat die Zeit über ebenfalls keinen Kontakt zu ihr gehabt. In Somalia arbeitete er als Fahrer, hier auf Malta gab es für ihn bislang noch keine feste Arbeit. Ab und zu kann er sich durch Gelegenheitsarbeiten ein paar Euro verdienen und davon einen Mietbeitrag zu einer Wohnung leisten, die er mit anderen Somalis gemietet hat. A. ist froh, nicht mehr in einem der Lager zu leben und stattdessen die Möglichkeit zu haben, wenigstens einen ganz kleinen Teil seines Lebens den Umständen entsprechend selbst in die Hand zu nehmen.

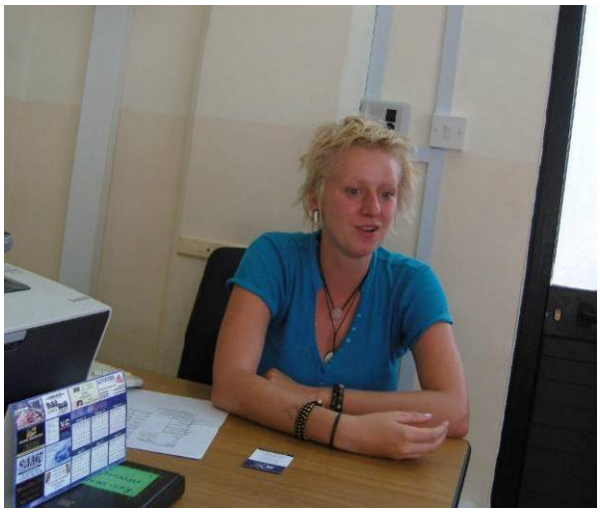
Viele Somalis kommen aus dem Norden des Landes nach Malta. Weil Flüchtlinge aus Nord-Somalia jedoch abgeschoben werden, erzählen sie, sie kämen aus dem Osten, damit sie auf der Insel bleiben dürfen. Dieser Umstand weckt jedoch Misstrauen innerhalb der somalischen Gemeinschaft: Flüchtlinge aus Ost-Somalia erhoffen sich einen Vorteil davon, Leute aus dem Norden als solche zu denunzieren. Deshalb traut sich kaum einer, dem Nächsten seine Geschichte zu erzählen.

Niklas

Erfahrungen von Julia

Julia ist 24 und kommt aus Berlin. Sie hat drei Monate als Freiwillige im Marsa Open Center gearbeitet, sozialarbeiterische Dienste angeboten, im Büro mitgeholfen, mit Bewohnern Spiele gespielt, sogar richtige Turniere organisiert, und ganz zum Schluss ihres Aufenthalts das Festival geplant und vorbereitet, an dem auch wir teilgenommen haben. Wir besuchen sie kurz vor ihrem Abflug nach Berlin. Sie wirkt zerstreut, etwas traurig und durchaus auch unzufrieden damit, dass sie das Center schon wieder verlassen muss. Sie hatte sich gerade mit Leuten angefreundet, sich einen sicheren Stand erarbeitet und begonnen, zu verstehen, was hier vor sich geht. Sie sagt, ihr wird vieles fehlen, wenn sie nach Berlin zurückgekehrt ist. Manches wird sich wohl ändern,

sie hat wichtige Erfahrungen gemacht.



Ein Problem auf Malta ist der Rassismus. Julia war in Deutschland schon in antirassistischen Gruppen aktiv und fand es - entsprechend sensibilisiert - hier besonders furchtbar. Sie wusste jedoch auch, dass es im Laufe der vergangenen Jahre durchaus besser geworden ist. Als sie mit einem Somali ins Gespräch gekommen war, der schon viele Jahre auf Malta lebte, berichtete er ihr, wie es früher war: AfrikanerInnen mussten sich noch vor fünf Jahren in den öffentlichen Bussen in die hinterste Reihe setzen und dabei an Malteserinnen und Maltesern vorbeilaufen, die sich demonstrativ die Nasen zuhielten. Heute sei das anders.

Malta ist eine traditionelle Gesellschaft, noch dazu auf einer Insel gelegen, konservative KatholikInnen haben großen Einfluss. Julia sagt, es braucht Zeit, bis sich etwas ändert. Gut möglich, dass sie Geduld auch erst hier auf Malta lernen musste, denn nichts scheint hier dringender gefragt - so kommt es uns jedenfalls vor.

Nach Erlebnissen im Zusammenhang mit Küche und Essen gefragt, fällt ihr sofort der Ramadan ein. Sie beschreibt sehr eindrücklich, wie sich bereits in den frühen Abendstunden dieser Fastenzeit überall im Lager Festtagsstimmung ausbreitete, wie die Feierlichkeit alle zu

erfassen begann und sich bei Sonnenuntergang viele Menschen auf Decken, Stühlen und an Tischen versammelten und gemeinsam ein großes Festmahl zubereiteten und aßen. Es beeindruckte sie, wie diese Leute ihre Kultur leben, obwohl alles hier so fremd sein muss. Essen schafft Vertrautheit, schafft ein bisschen Heimat. Julia fühlte sich dabei vielleicht auch selbst ein bisschen heimisch, auch wenn diese Kultur gar nicht ihre eigene ist.

Julia sagt, dass es hier als unhöflich gilt, sich für ein geschenktes Mahl zu bedanken. Für sie ist das schwierig, weil sie so gerne danke sagen wollte, gerade jetzt, wenn sie mit so gemischten Gefühlen nach Hause fährt. Sie bekam häufig Essen angeboten, als Vegetarierin musste sie manchmal ablehnen, auch wenn es ihr schwer fiel. Aber nicht danke sagen zu dürfen, ist noch einmal eine ganz andere Herausforderung. Kulturelle Eigenheiten treten am gemeinsamen Tisch besonders deutlich hervor. Meist bereichern sie die Runde – findet Julia.

Ihre Lieblingsgerichte, die sie in Marsa kennen gelernt hat, waren vor allem Süßspeisen. Dazu zählt Bananenreis, den die Männer auf dem Gelände gerne essen. Dazu wird süßer Reis mit Milch zubereitet und mit zerdrückten Bananen gemischt.

Susi

Hangar-Open-Center

Somalia:

Sugo (Rezept für 5 Personen)

1 Kochlöffel pürierte Tomaten
1 Zwiebel (gewürfelt)
1 Paprika (gewürfelt
1 guter Schluck Öl
1 Dose Thunfisch
30 cl Wasser

In den Topf etwas Öl gießen. Wenn das Öl heiß ist, die Zwiebeln anbraten.
Danach die pürierten Tomaten und das Wasser dazu geben, dieses aufkochen lassen, und die restlichen Zutaten hinzufügen.
20 Minuten kochen lassen und immer gut umrühren.

Dazu reicht man etwas Brot oder Injera.

Geschichte einer Odyssee

Als wir mit dem Bus nach HalFar fuhren, war der ganze Bus voll mit AfrikanerInnen, so dass die Weißen als Minderheit gut zu erkennen waren. Ich setzte mich zu einem Somali und unterhalte mich mit ihm . Er heißt M., ist 26 Jahre alt und ist seit 2008 im Hangar. Er hat mir erzählt, dass er aus Somalia mit dem Auto nach Uganda, dann nach Kenia, von Kenia auch mit einem Auto in den Sudan und dann 700km durch die Wüste nach Libyen gewandert ist. Er hat für 700 km sieben Monate gebraucht und musste viele Mitreisende in der Wüste lassen. Er durfte sich nicht umdrehen und ihnen nachtrauern. Als er dann endlich in Libyen angekommen war, konnte er sich nicht mal in Ruhe ausruhen oder direkt weiter gehen, sondern wurde gefangen genommen und in einen Knast gesteckt. Eine 10m² große Zelle musste er sich mit 20 Mann teilen. Er hatte nichts getan, außer aus seinem Land zu fliehen, um der Gewalt, Brutalität und Unterdrückung zu entkommen. Er wollte Bildung haben und saß nun ein Jahr im Gefängnis.
Als er endlich frei gelassen wurde, kam bei ihm die Hoffnung wieder auf, endlich nach Europa, in den Kontinent der Bildung, der Meinungsfreiheit und der Arbeit zu kommen. Er bezahlte einen Schlepper, der ihn nach Italien bringen sollte.

Die Überfahrt wurde durch starken Wellengang, Wind und Regen leider etwas schwierig, trotzdem versuchten sie es. Die ganze Nacht waren sie unterwegs, den ganzen Tag. Sie sahen nichts als Wasser, hatten nichts zum Trinken dabei und durften auch nicht das Meerwasser trinken. Sie hatten so schrecklichen Durst, und ihnen war wegen der durchnässten Klamotten auch schrecklich kalt, trotz der heißen Sonne. Die Kinder auf dem Boot schrien, die Mütter weinten verzweifelt. Aber sie mussten noch durchhalten, konnten jetzt nicht aufgeben. Am Ende erwartet sie doch das Land der Möglichkeiten, des Friedens, der Hoffnung.

Endlich entdeckten sie Land. Als das Land immer größer wurde, kamen Boote und forderten sie auf, ihnen zu folgen. Sie wurden ans Land und in einen großen Bus gebracht. Der brachte sie an eine Stelle, wo ihnen Fingerabdrücke genommen und ihre Daten aufgeschrieben wurden. Sie wurden immer angebrüllt, Würde schien es nicht zugeben, sie wollten doch nur Freiheit, kamen aber wieder in ein Gefängnis, was hatten sie denn getan? Sie fragten ob das hier Italien sei. Die Polizisten verneinten dieses und sagten ihnen, es sei Malta.

Warum wurden sie eingesperrt? Sie verstanden es nicht. M. konnte einfach nicht verstehen warum das versprochene Land der Hoffnung plötzlich so grausam ist.

Nach acht Monaten in der Haft kamen sie endlich frei. Aber anstatt frei leben zu können, wurde er in den Hangar gebracht und ihm wurde gesagt, dass dieses nun seine Freiheit wäre. Er traute seinen Augen nicht.

Überall waren AfrikanerInnen verschiedener Nationen, überall waren hoffnungslose Gesichter, als hätte man ihnen die Hoffnung geraubt. Er wurde in ein Büro gebracht, bekam ein Stück Papier, wo sein Name und eine Identitätsnummer drauf standen. Das sah aus wie ein neuer Ausweis. Ein neuer Pass. Aber ihm wurde erklärt, dass er sich damit nur auf Malta aufhalten dürfte, dies wäre seine Eintrittskarte in den Hangar. Zudem müsse er sich immer zwischen 12 und 15 Uhr in eine Liste eintragen. Wenn er dieses nicht tue, würde sein Bett an jemand anderen vergeben werden.

Dann wurde er in einen Container geführt, der außerhalb des Hangars steht. Ihm wurde ein Bett in einem 20m² großen Raum zugeteilt. Mit 17 anderen Personen muss er sich den Raum teilen, andere hatten ihre Betten mit Laken abgehängt um etwas Privatsphäre zu erhalten. Er fragte die Anderen, wie lang sie hier drin wären. Er bekam ganz

verschiedene Antworten: von zwei Monaten oder anderthalb Jahren bis zu drei Jahren. Er war geschockt. Ihm war zum Weinen zumute. Was sollte er machen, was sollte er tun? Erstmal die Umgebung anschauen. Er ging zu dem großen Hangar und war entsetzt, spielende Kinder im Dreck zu sehen. Kinder, die husteten, Mütter die weinten, Väter die nicht wussten wohin mit ihrer Zeit und nur da saßen und ins Leere schauten, Familien, die auf dem Boden saßen. Und überall Betten.
Er musste sich erst einmal ausruhen, ging in seinen Container zurück und sah, dass es nur einen Kleiderschrank und einen Kühlschrank gab.
Er lebte dort bis 2010. Eines Tages im Jahr 2010 brach ein Feuer im Hangar aus. Der Hangar wurde geschlossen, und alle wurden ins Tent-Village verlegt. Dort war man komplett überfordert mit dieser Situation. Sie mussten sich ein Bett zu zweit teilen. Währenddessen wurde der Hangar „renoviert“, es wurden Bäder und eine Küche angebracht, zudem wurden Zelte aufgestellt, damit die Leute mehr Privatsphäre erhalten.
Der Hangar wurde wieder eröffnet und er musste wieder umziehen.
Im Hangar sah es nun etwas schöner aus, wenn man dieses schöner nennen kann. Die vom Schweizer Roten Kreuz gesponserten Zelte waren immerhin etwas besser. Da er aber keine Familie hatte, keine Frau und keine Kinder, kam er wieder in einen Container, der immer noch so aussah, wie er ihn verlassen hatte.
Durch die Offenen Türen des Hangars herrscht aber immer noch Durchzug, was die Kinder immer noch krank werden lässt.
Einmal am Tag gibt es Essen, was meistens aus einem Stück Fleisch, ein wenig Gemüse und einer Sättigungsbeilage besteht. Das Essen ist an manchen Tagen so schlecht, dass sie sich regelmäßig übergeben müssen. Aber immerhin gibt es eine freie Mahlzeit. Den Rest müssen sie sich kochen. Jedem der „Insassen“ steht ein Gasbrenner zur Verfügung, für den sie 10 € Euro bezahlen müssen. 5€ für das Gas und 5€ für die Küchennutzung.

Das, was sie kochen wollen, müssen sie sich selber beschaffen. Dabei sind die Lebensmittelpreise doch so teuer, die Lebensmittel sehen ganz anders aus und schmecken auch anders als in Somalia.
Als M. zwischen den Zelten entlanggeht, entdeckt er ab und zu angeknabberte Stellen im Boden der Zelte und manchmal auch Schlangen, die zwischen die Zelte huschen.
Die Löcher füllen sie mit Pappe und Klebeband.
Wie soll es nur weiter gehen für ihn? Wie soll es in der Zukunft sein? Nach Deutschland fliehen? Das wäre eine Alternative für ihn.

Niklas

Gefangen in der Perspektivlosigkeit

M. ist 21 Jahre alt und wie viele junge Männer in seinem Alter Fußballfan. Gleich als ich ihm erzähle, dass ich aus Deutschland komme, erzählt er mir, dass er schon oft Spiele der Bundesliga zu Hause vor seinem Fernseher mitverfolgt habe. Bayern München ist sein Lieblingsteam, und von Podolski über Khedira und Özil weiß er alles über die Nationalmannschaft. Zuhause hatte er oft die Spiele verfolgt - doch nun geht das ja nicht mehr.

M. kommt ursprünglich aus Somalia, doch wirklich erinnern an sein Leben in Somalia kann er sich nicht. Schon als er drei Jahren alt war verließ er mit seiner Mutter und seinem Stiefvater das Land. Sein Vater war zuvor in gewaltsamen Auseinandersetzungen in Somalia ums Leben gekommen. Auch Verwandte hat er keine mehr dort, da er zu einer kleineren Sippe gehörte, und die verschiedenen Minderheiten in Somalia die ersten waren, die unter dem Bürgerkrieg leiden mussten und verfolgt wurden. Seit seinem dritten Lebensjahr lebte Mohamed daher in Libyen. Er wuchs dort auf, ging zur Schule, fing an Medizin zu studieren. Arzt werden und den Leuten helfen, das ist auch heute noch sein großer Traum. Doch alles kam anders, als im Frühjahr 2011 der Aufstand gegen Gaddafi seinen Lauf nahm. Nach dem Sturz Gaddafis begannen auch Rassismus und Diskriminierung gegenüber den schwarzen Einwanderern stärker aufzuflammen, und für viele blieb nur die Flucht nach Europa als letzter Ausweg bestehen. Und so machte sich auch Mohamed mit seiner Mutter und seinen zwei jüngeren Brüdern auf, um den Schrecken in Libyen zu entkommen, in der hoffnungsvollen Erwartung einer besseren Zukunft in Europa.

Mittlerweile ist M. nun schon seit sechs Monaten auf Malta. Er hatte Glück, so sagt er uns, denn da er auf einem der ersten Boote war, die im März 2011 im Malta ankamen, musste er und seine Familie nur kurz in die engen Räume des Detention Camps – nur 20 Tage musste er in diesen gefängnisartigen Zuständen ausharren. Seitdem lebt er im Hangar Open Center. Mit seiner Mutter und seinen zwei Geschwistern teilt er sich einen Wohncontainer im Eingangsbereich des Geländes. Ein Loch im Boden des Containers musste er notdürftig zustopfen, um sich vor eindringenden Ratten zu schützen. Außerdem gebe es Schlangen auf dem Gelände, vor denen man sich in Acht nehmen müsse. „Das hier soll Europa sein?“ fragt er mich und zeigt um sich auf den alten Flugzeughangar mit den Rot-Kreuz-Zelten darin, vor dem einige Kinder

spielen. In der heißen Sonne dringt dabei der Gestank der Toiletten zu uns herüber – 15 Toiletten für 500 BewohnerInnen. In einer Schlange stehen sei auch eines der ersten Dinge gewesen, die Mohamed hier auf Malta gelernt habe, sagt er zu mir mit einem kleinen Lächeln auf dem Mund. „In Libyen kannte ich das noch nicht, hier muss man sich aber einfach überall einreihen, egal wo man hin will. Es ist einfach zu voll hier.“

Doch was M. in seiner Situation noch mehr bedrückt als die Lebensbedingungen im Hangar Open Center ist die Perspektivlosigkeit, in welcher er auf Malta leben muss. Schon viel hat er probiert, um seine Lage zu verbessern. In seiner noch kurzen Zeit auf Malta besuchte er bereits einen Kurs über Konfliktbewältigung beim Roten-Kreuz, außerdem arbeitete er gelegentlich beim UNHCR als Übersetzer, falls diese Bedarf dafür hatten. Von alle dem kann er auch schriftliche Zeugnisse vorweisen, doch wirklich genutzt hat ihm dies bei seiner Arbeitssuche nichts. Zu viele Menschen seien auf Malta, zu viele Menschen und keine Arbeit. Es sei einfach zu voll – wieder und wieder wiederholt er diesen Satz: „Es ist einfach zu voll hier!“ Um sein Medizinstudium fortzusetzen, fehlt ihm das Geld. Von den 130 €, die ihm im Monat zustehen, muss er außerdem noch seine Brüder mitversorgen, da bleibt kein Geld für Bücher und Materialien mehr übrig. Die einzige Möglichkeit, die Mohamed noch bleibt, ist es einfach immer wieder auf dem Arbeitsmarkt zu versuchen. „Es gibt kein Leben ohne Hoffnung“, zitiert er frei nach Sokrates, und an diesem bisschen Hoffnung klammere er sich noch fest. Immerhin, seine beiden kleinen Geschwister können zur Schule gehen. Wenn das nicht so wäre, so sagt er mir, dann könnte er schon lange nicht mehr so ruhig bleiben.

M.'s Traum ist es, nach Deutschland zu kommen und dort sein Medizinstudium fortzusetzen. „Ich muss studieren und endlich Arzt werden, schon viel zu viel Zeit habe ich hier verloren.“ Er will weg von Malta, weg von der Perspektivlosigkeit des Lebens in den Flüchtlingslagern. Er will eine Zukunft, will die Möglichkeit erhalten, sich selbst zu verwirklichen. Warum ihm dies nicht erlaubt wird und warum all die Menschen gezwungen werden, unter diesen Umständen auf Malta zu bleiben, versteht er nicht. „Ein Land hat das Recht, sich zu schützen, das verstehe ich gut. Aber ein jeder Mensch hat auch das Recht zu leben!“

Veit

Äthiopien:

Ein Geschenk

Nach einigen Gesprächen mit Männern aus Eritrea, Somalia und Ghana stehe ich etwas verloren am Eingang zum Hangar. Ich habe meine letzten Gesprächspartner gefragt, ob es in Ordnung sei, an den Zelten entlang durch die ehemalige Flugzeughalle zu gehen. Schließlich gehe ich durch ihre Privatsphäre, an ihren „Wohnzimmern“ vorbei. Und auch nachdem ich ihre Erlaubnis habe, ist es mir noch etwas unbehaglich zumute. So verwickle ich mich nach wenigen Schritten dankbar in das nächste Gespräch mit Ibr. aus Äthiopien, der mir seine Lebensgeschichte erzählt.
Während unseres Gesprächs nähert sich plötzlich eine junge Frau und bedeutet mir durch Ibr., dass ich eingeladen sei in ihr Zelt. „Deine Frau?“, frage ich Ibr. Er verneint und meint, sie sei die Frau eines Freundes. Ich bitte Ibr. mich zu begleiten. Am Eingang des Zeltes schaue ich vorsichtig in den Innenraum und werde freundlich herein gebeten. Drei junge Frauen sitzen beisammen und unterhalten sich. In der Ecke liegt auf einer Matratze der Säugling einer der drei Frauen, der Gastgeberin. Sie war es gar nicht selbst, die mich eingeladen hat.

Etwas verlegen ziehe ich meine Schuhe aus und setze mich zu den Dreien auf den Boden, Ibr. an meiner Seite. Sofort bieten mir die Frauen süßen Zimttee, einen pfannkuchenartigen Brotfladen und Obst an. Und so sitze ich hier ganz unverhofft als Fremder in ihrem einfachen und doch mit so viel Mühe zu einem Zuhause gemachten Zelt. Wir kommen, vermittelt durch Ibr.‘s Englischkenntnisse, ein wenig ins Gespräch. Ich erfahre, dass sie alle aus Äthiopien stammen und muslimischen Glaubens sind. Im Frühjahr waren sie vor dem Krieg in Libyen mit dem Boot nach Malta geflohen. Der Kleine wurde erst vor wenigen Tagen hier im Flüchtlingslager geboren. In einer Ecke weist das Zelt ein gestopftes Loch auf – Ratten. Was für eine Sorge mit einem Säugling im Zelt. Und dennoch strahlt die Mutter übers ganze Gesicht, wenn sie zu dem kleinen Tuchknäuel neben sich auf der Matratze schaut.

Da hatte ich mich darauf eingestellt, mich als Mann von Flüchtlingsfrauen fern zu halten, dass meine Anwesenheit als Mann eher problematisch sei. Und nun diese Einladung, die so wohltuend in ihrer selbstverständlichen Gastfreundlichkeit für mich ist. Vor lauter Freude vergesse ich am Ende, die Frauen nach dem Rezept des Tees und der süßen Fladen zu fragen.

Als wir schon draußen sind, geht mein Begleiter noch kurz zurück. Als er wieder kommt, meint er, er habe den Säugling gesegnet, das sei in seiner Tradition so üblich. Im Nachhinein denke ich an die Geschichte von den drei Männern-Menschen-Engeln bei Abraham und Sara, von der in der Bibel (Genesis / 1. Mose 18) erzählt wird. Sie kamen, um Abraham und Sara ein Geschenk zu bringen, ihren Segen und Zuspruch für die Zukunft. Und Abraham und Sara verstehen im Nachhinein, dass es Gott selbst war, der sie besucht hat.

Hier erlebe ich das Geschenk einer Einladung von drei Frauen, die mir auf ihre Weise ihren Segen mitgeben, die Selbstverständlichkeit einer Begegnung über Sprach-, Kultur-, Religions- und Standesgrenzen hinweg. Danke. Möge mein Besuch auch Segen in Euer Leben gebracht haben, auf eine Weise die mir selbst jetzt noch unbekannt ist.

Dietrich

Women-Open-Center

Das Leben der Frauen:

Im Women-Center leben 75 Frauen und neun Babies unter einem Jahr. Auf den Flüchtlingsbooten, die Malta erreichen, befinden sich nur wenige allein reisende Frauen. Die meisten machen sich mit ihren Ehemännern und den gemeinsamen Kindern auf die Reise. Im Women-Center kommen diejenigen unter, die ihre Flucht ganz alleine meistern mussten. Sie sind genauso jung, wie die meisten Männer in den Lagern und finden im Women-Center mehr Schutz als außerhalb. Umso zynischer, dass das Lager in einem ehemaligen Detention Center untergebracht ist und man aus angeblich statischen Gründen die schweren Eisengittertüren nicht entfernen konnte oder wollte. Dennoch ist es ein besonderer Ort. Hier herrscht eine wesentlich vertrautere Atmosphäre. Männer haben hier Zutrittsverbot, und dementsprechend hübsch gestalten sich die jungen Frauen ihre kleinen Räume, in denen sie zu sechst leben.

Als wir das Center besucht haben, waren nur wenige Frauen da. Die meisten vertreiben sich außerhalb der Gefängnismauern die Zeit oder suchen Arbeit. D. und S. haben sich den Laptop der Sozialarbeiterinnen ausgeliehen und chatten auf Facebook mit Verwandten. Sie kichern und lachen, als wäre ihr Leben so normal wie das ihrer Altersgenossinnen im Westen. Thema Nummer eins ist auch hier das Resettlement-Programm. Zwischen ihnen wankt unsicheren Fußes ein kleines Baby durch den Flur. Wenn die Mütter aus medizinischen Gründen nicht stillen können, erhalten Säuglinge unter einem halben Jahr Milchersatz von den Sozialarbeiterinnen. Die Erwachsenen kochen ihre Mahlzeiten in der Küche. Sie teilen sich wenige Kochgelegenheiten, die nach 19 Uhr abgeschlossen sind. Das ist während des Ramadan besonders schwierig, weil sich dann alle um die Zubereitungsplätze streiten.

Die Frauen in der Küche haben Canjeera ausgebacken, eine Art Eierkuchen ohne Eier, nur aus Mehl, Wasser und etwas Zucker. Wir sind eingeladen, mit den Frauen zusammen Canjeera zu Bratkartoffeln mit Paprika, Zwiebeln und Möhren zu essen.

Wir sagen „Mahadsanid“
- Danke auf Somali.

Susi

Tent-Open-Center

Eritrea:

Injera

(typisches Brot aus Äthiopien, Somalia und Eritrea)

Zutaten: (für 10 – 12 Injeras)

- Eine ¾ Tasse „Teff“, fein gemahlen (eine spezielle Sorte Hirsemehl, alternativ kann auch eine Mischung aus Weizen- und Maismehl genommen werden.)
- 3 ½ Tassen Wasser
- Salz
- Sonnenblumen- oder Gemüseöl

Zubereitung:
Vermische das gemahlene „Teff“ (oder die Mehlmischung) mit dem Wasser. Der Teig sollte ungefähr die Konsistenz von Pfannkuchen-Teig haben. Lass die Schüssel, abgedeckt mit einem Tuch, bei Zimmertemperatur so lange stehen, bis Blasen entstehen und es sauer geworden ist (zwischen 1 und drei Tagen).
Nun das Salz nach und nach untermischen, allerdings so wenig, dass man es kaum herausschmeckt. Danach mit dem Öl hauchdünn in einer Pfanne herausbacken.

Injera wird mit der Hand gegessen, dieses erspart das Besteck und ersetzt Brot zu gleich.
Man legt das Injera auf den Teller und reißt ein Stückchen ab, welches man dann zwischen die Finger nimmt und so die verschiedensten Saucen, welche man dazu isst, aufnimmt.

Signi

(Scharfe Fleisch-Sauce)

- Zwiebeln
- Tomaten
- Hackfleisch (oder Fleisch in kleine Stücke schneiden, am besten Rind)
- scharfe Peperoni
- Rosmarin
- Knoblauch
- Öl

Zwiebeln in Stücke schneiden und zusammen mit Öl in den Topf tun. Die Zwiebeln anbraten bis sie glasig sind. Dann das Fleisch und den Knoblauch dazu geben und auch anbraten. Danach tut man die Tomaten in den Topf. Dieses lässt man aufkochen und gibt die Peperoni dazu.
Nun schmeckt man das Essen noch mit Rosmarin ab.
Signi serviert man traditionell mit Injera.

Zwischen den Fronten

Nachdem der Krieg in Libyen ausgebrochen war, überlegten sich S. und Y., die gewagte Fahrt von Tripolis nach Italien anzutreten. Ich saß mit den beiden in ihrem Zelt. S. hat mir erzählt, dass er auf der Sekundarschule in Eritrea war. Danach hat er Englische Geschichte studiert. Das Studium konnte er nicht zu Ende führen, da er ins Militär einberufen wurde. Er wollte lieber bei seiner Familie sein und studieren. Aber in Eritrea, müssen alle jungen 18 Monate nationalen Militärdienst ableisten. Nach diesen 18 Monaten müssen sie weiterhin für eine unbestimmte Zeit im Militär bleiben.

Dort haben sich S. und Y. kennen gelernt. Sie wollten nicht ihr Leben lang Militärdienst ableisten. Darum haben sie sich entschieden, die Flucht anzutreten. Sie sind in den Sudan geflohen, wo sie aber nicht lange bleiben konnten. Also weiter durch die Wüste nach Libyen. Dort wurden sie von der Polizei aufgegriffen. Sie wurden in ein Gefängnis gesteckt, wo sie fünf Monate bleiben mussten. Nach fünf Monaten hinter einer verschlossenen Eisentür kamen sie endlich wieder in die Freiheit. Sie wollten unbedingt nach Europa, um eine Ausbildung zu erhalten.

Um die Überfahrt nach Europa anzutreten, mussten sie in Libyen hart arbeiten. Das einzige, was ihnen Hoffnung gab, waren die Geschichten von denen, die in Europa Arbeit oder eine Ausbildung gefunden hatten.

In Libyen arbeiteten sie zwei Jahre, damit sie endlich das Geld für die Überfahrt hatten. Die Lage in Libyen wurde Anfang 2011 immer gefährlicher, und so versuchten sie alles, um wegzukommen. Immer mehr Flüchtlinge gerieten zwischen die Fronten.

Sie bekamen ein kleines Boot, das sie mit 20 anderen Menschen teilten. Zusammengekauert saßen sie auf dem Boden und hofften, italienisches Gewässer zu erreichen.

Nach fünf Tagen, kurz vor dem Aufgeben, rettete sie ein maltesisches Schnellboot und brachte sie nach Malta.

Dort wurden sie für vier Monate in ein geschlossenes „Detention Camp“ nach HalFar gebracht. Es war Mai 2011.

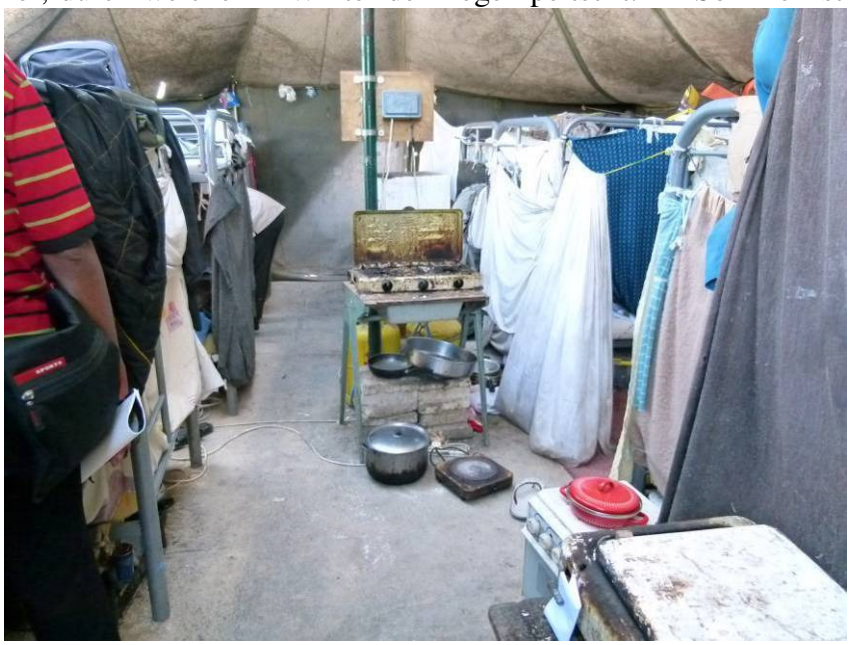
Nun haben wir September und seit einem Monat leben sie im „Tent Village“ auf Malta in einem Zelt mit 18 Anderen. Nur in der Mitte ist Stehhöhe. Ihr Zelt weist zum Glück nur kleine Löcher auf. Viele andere Zelte haben lange Risse. Wie sie damit die kommenden Stürme und die Regenzeit überstehen werden, weiß ich nicht. In Eritrea Militärdienst und ein ungerechtes Regime. In Libyen keine Zukunft. Und auf Malta?

Niklas

Somalia:

Fluchtversuch aus der Hoffnungslosigkeit

S., 25 Jahre, kommt aus Somalia. Deutschland kennt er, so sagt er uns, denn einmal war er schon dort. Im Jahre 2008 floh S. aufgrund von Hunger und Krieg aus seinem Heimatland. Dort besuchte er die Universität, doch aufgrund des Bürgerkriegs konnte er sein Studium in Mogadischu nicht fortsetzen. Drei Monate brauchte er für die Reise von Somalia nach Malta, doch an seinem Ziel Europa angelangt, musste S. zunächst 12 Monate in ein geschlossenes Center – ins „Detention Camp“. Dort wird jeder „illegal“ ankommende Immigrant zu Beginn seines Aufenthalts auf Malta hingebracht bis das bürokratische Asylverfahren abgeschlossen ist, d.h., bis zu 18 Monate. Für S. bedeutete dies 12 Monate gefängnisartige Zustände, ohne die Möglichkeit die dort abgesessene Zeit sinnvoll zu nutzen, ohne die Möglichkeit die maltesische Sprache zu erlernen oder ähnliches. Danach wurde S. ins Tent-Center entlassen, wo er einen Schlafplatz zugewiesen bekam. Leben im Tent-Center, das bedeutet Leben in einer Zeltstadt mit ca. 600 Einwohnern, in großen Zelten, in denen über 20 junge Männer untergebracht sind, ein Hochbett neben dem anderen. In den Zeltdächern klaffen zum Teil einige Löcher, durch welche im Winter der Regen peitscht. Im Sommer ist es in den Zelten dafür oft fast unerträglich heiß. Immerhin gibt es für die Bewohner des Tent-Center eine kostenlose Mahlzeit pro Tag. Nicht gerade ein Leckerbissen, aber besser als nichts. Sanitäre Anlagen gibt es für die große Anzahl der dort untergebrachten Flüchtlinge viel zu wenig. Eine Küche gibt es dort auch nicht, gekocht wird mit einer kleinen Elektroherdplatte, welche neben einem Topf unter den Betten auf dem Boden des Zeltes steht.



Nach seiner Ankunft im Tent-Center arbeitete S. einige Male als Übersetzer für den UNHCR, doch waren dies nur kleine Gelegenheitsjobs ohne Zukunft. Arbeiten würde er gerne, so

erzählt er uns, doch es gibt keine Arbeit auf Malta, schon gar nicht für die schwarzen Einwanderer. Schon zu oft hat er es auf dem Arbeitsamt versucht und schon zu oft wurde er enttäuscht.

Keine Arbeit, keine Zukunft, Leben unter sehr schlechten Bedingungen – dies war die Ausgangssituation, aus der heraus sich S. entschloss, nach Deutschland zu gehen, „illegal“ versteht sich. Denn offiziell hat aufgrund der Dublin-II-Regelung kein auf Malta lebender Flüchtling die Erlaubnis, die kleine Insel wieder in Richtung der anderen europäischen Staaten zu verlassen. S. bahnte sich also seinen Weg nach Europa - über Italien, die Niederlande und schließlich nach Hannover. Doch sein Traum, in Deutschland der traurigen und perspektivlosen Zukunftzu entfliehen, währte nur kurz. In Hannover wurde er von der deutschen Polizei festgenommen und nach Malta zurückgeschickt. Zurück auf die kleine Insel im Mittelmeer, mit den vielen Flüchtlingen in den unwürdigen Lagern, zurück in die Resignation und Hoffnungslosigkeit.

Nach seiner Rückkehr bekam er wieder einen Platz im Tent-Center – doch nicht einmal das ist in der gängigen Praxis eine Selbstverständlichkeit. Was ihm bleibt ist nun nur Warten und Hoffen, doch wer weiß, wie lang dies ein Mensch in solch einer Situation aushalten kann. Er hat sich auch für das Resettlement-Programm beworben und hat nun zumindest die kleine Hoffnung, in ferner Zukunft unter den wenigen Glücklichen zu sein, welche jedes Jahr von Malta in die USA gebracht werden. Und bis dahin? Und was passiert, wenn es dann in zwei Jahren heißt: abgelehnt? Besser nicht daran denken.

Zudem muss S. noch fürchten, dass er demnächst, wie viele andere auch, aus dem Tent-Center hinausgeworfen wird – die Plätze sind knapp, und irgendwie muss Platz geschaffen werden für diejenigen, die nachkommen. Raus aus den Open-Centers, das bedeutet gar keine Geldhilfen mehr, kein Dach mehr über dem Kopf und höchst wahrscheinlich immer noch keine Arbeit. „Out-of-system“ ist die kurze Beschreibung einer faktischen Entlassung in die Obdachlosigkeit. Als letztes Fallnetz bleibt dann nur noch der Zusammenhalt unter den Flüchtlingen, die Hoffnung, hier und da von Freunden mit etwas

Essen und Geld unterstützt zu werden und die ein oder andere Nacht in dem Bett eines Freundes schlafen zu können. Schon jetzt ist die Obdachlosigkeit von auf Malta lebenden Flüchtlingen ein großes Problem. Mit der geplanten Entlassung von hunderten Flüchtlingen aus den Lagern wird sich dieses Problem noch stark vergrößern. Vielleicht wird es in der Zukunft möglich sein, dass MigrantInnen, die „out of system“ leben, eine Art Sozialhilfe beantragen können. Doch dies steht noch in den Sternen der maltesischen Politik und ihrer Bürokratiemühlen.

Ob S. es noch mal versuchen wird, in ein anderes europäisches Land zu kommen, weiß er noch nicht. Aber wenn sich die Zustände auf Malta nicht bald ändern und die Menschen dort nicht endlich eine Perspektive bekommen, für die es sich zu warten und zu arbeiten lohnt, wird auch S. alles unternehmen, um seinem Schicksal auf Malta zu entgehen. Doch führt die nächste Flucht wirklich ins *rettende Europa*, wo für ihn ein Leben in Frieden und Freiheit möglich ist?

Veit

Die unbekannten Folgen der Revolution

N. ist einer der vielen Neuankömmlinge, welche im Frühjahr 2011 Libyen aufgrund der libyschen Revolution verlassen mussten. Vier Jahre hatte er dort in einer Fabrik gearbeitet, die Plastikteile herstellte. Vier Jahre gute Arbeit, dort hatte er seine Freiheit, dort gab es eine somalische Botschaft, und er hatte Rechte. Dort konnte er etwas anfangen mit seinem Leben. Gern wäre er dort geblieben Doch mit der Revolution brach auch der in Libyen schon lange schlummernde Rassismus in der Bevölkerung aus, so dass es für N. im Land keine Zukunft mehr gab. Also stand für N. die zweite Flucht in seinem Leben bevor. Die erste hatte ihn 2007 von Somalia nach Libyen geführt. In Somalia hatte er gerade seine Schulbildung abgeschlossen und wollte eigentlich die Universität besuchen, doch aufgrund des Bürgerkriegs war dies für ihn dort nicht mehr möglich. Seine Familie lebt heute noch in Mogadischu, immer mit der Angst, dass ihnen in den immer wieder aufflammenden Kämpfen in dieser Region etwas zustoßen könnte. Seine zweite Flucht sollte N. nach Malta führen - auf einem kleinen Boot mit viel zu vielen Menschen darauf durch das Mittelmeer. Auf Malta wohnt er seitdem mit vielen anderen Flüchtlingen im Tent-Center, der kleinen Zeltstadt der Flüchtlinge am unteren, weit

abgelegenen Ende der schönen Urlaubsinsel. Arbeit konnte er bisher wie fast alle hier lebenden jungen Männer nicht finden. Und wirklich weiterbilden kann er sich in dieser Zeit auch nicht. Er hätte gerne sein schon gutes Englisch noch mehr verbessert, doch der Kurs, der im Tent-Center von einer maltesischen Freiwilligenorganisation angeboten wird, ist nur für Einsteiger und nichts mehr für ihn. Stattdessen wollte er selbst einigen Mitbewohnern Englischunterricht geben, doch bekam er dafür von der Lagerleitung weder einen Raum zugewiesen, noch irgendwelche Materialien. Gelegentlich hat N. Glück und er findet für ein paar Stunden eine Tätigkeit, mit der er sich etwas Geld verdienen kann. Doch auch damit hat er schon schlechte Erfahrungen gemacht. Schon zu oft wurde er für diese Arbeiten von seinem maltesischen Auftraggeber nicht bezahlt. Rassistische Bemerkungen sind dabei auch keine Seltenheit und Sätze wie „die Schwarzen sind dazu da, den Weißen zu dienen“, nur ein Beispiel unter anderen. „Wir sind doch alle Menschen, nur unsere Hautfarbe ist anders“ ruft er uns entgegen, doch einige Menschen auf Malta und in Europa haben dies scheinbar noch nicht verstanden.

Nach den vielen Worten lädt uns N. noch zum Essen mit seinen Freunden ein: Brot mit Fleisch, Zwiebeln und Paprika, nach gutem somalischem Rezept (Fleisch, Zwiebeln und Paprika zusammen in eine Pfanne geben, anbraten und fertig; das ganze wird natürlich mit den Fingern gegessen, wobei das Brot als Löffel genutzt wird). Obwohl sie es selbst anders erfahren haben, wird bei den Flüchtlingen in den Lagern die Gastfreundschaft hochgehalten. Auch das sollte uns zu denken geben…

Veit

Malta – das Leben außerhalb der Open-Centers

Togo:

Erinnerungen an die Heimat

A. ist 27 Jahre alt und kommt aus Togo. Wir treffen ihn bei einem Abendessen, zu dem wir Menschen, denen wir auf Malta begegnet sind, eingeladen haben. Wir kommen während des Essens recht schnell ins Gespräch. A. erzählt, welche Früchte es in Togo gibt, und wir staunen. A. redet gerne vom Kochen. Er erzählt mit Stolz davon, dass er einen Kochkurs im Marsa Open Center gemacht und dafür sogar ein Zertifikat bekommen hatte. Der Kurs scheint ihm viel Freude gemacht zu haben. Auf Malta isst er oft Reis. Überhaupt ist für ihn hier vieles anders, nicht nur was das Essen betrifft. Obwohl er als Mechaniker gut ausgebildet ist, wird er oft nur als Hilfsarbeiter gebraucht und bekommt dafür wenig Geld. Arbeit hat er sich selbst gesucht. Dafür ging er zu Firmen und fragte einfach nach, ob sie ihn brauchen könnten. Er besucht zweimal in der Woche einen Deutschkurs und hofft, dass er eines Tages im Rahmen der Resettlement-Programme nach Deutschland kommen darf. Die Chancen dafür stünden schlecht, sagt er. Deutschland nehme lieber Somalis, aber keine Togolesen.
A. ist Moslem. Zu seinem Glauben gefragt, antwortet er, er brauche keine Moschee zum Beten. Trotzdem gehe er manchmal im Marsa Open Center zum muslimischen Gottesdienst, weil er dort viele Menschen trifft, die er mag. Ansonsten ist er froh darüber, dass er es geschafft hat, in eine eigene Wohnung zu ziehen, auch wenn er sie sich mit vielen anderen teilen muss.
In Togo sind seine Mutter und seine Schwester. Er vermisst sie, kann aber unmöglich zu ihnen zurück. A. ist aus politischen Gründen geflohen. Er kam 2008 mit einem Visum nach Malta, das längst abgelaufen ist.
A. hört gar nicht mehr auf, uns Rezepte seiner Heimat zu nennen. Wir schreiben eifrig mit und sind froh über diesen freundlichen Kontakt.

Susi

Hühnersuppe mit Thunfisch

- 1 Huhn
- Tomaten
- Thunfisch
- Zwiebeln
- Pfeffer, Salz

Ein Huhn in Wasser kochen und daraus eine Hühnerbrühe herstellen. Wenn sich das Fleisch leicht vom Knochen lösen lässt, ist es gar. Das Huhn herausnehmen und zerlegen, die Brühe aufbewahren. Aus der Brühe, Tomatenwürfeln, Thunfisch, Pfeffer, Salz und Zwiebeln, die in etwas Öl angebraten sind, eine Suppe herstellen.
Dazu reicht man Grieß oder Riz de Mélangé d'Aricot (s. nächste Seite)

Riz de Mélangé d'Aricot

- Bohnen
- Reis

Eine Handvoll Bohnen nach Packungsanleitung einweichen (hängt von der Sorte der Bohnen ab) und in Salzwasser kochen. Anschließend eine Tasse Reis kochen und beides mischen.

Zum **Nachtisch** empfiehlt A. **ein alkoholfreies Getränk** aus Zitronengras, Rohrzucker sowie dem ausgepressten Saft je einer kleinen Mandarine, Pampelmuse und Limone. Nach dem Essen getrunken ist dieser Cocktail gut für die Verdauung.

Philippinen:

Was? Auch von den Philippinen kommen Menschen nach Malta? Ja, auch wenn diese nicht den gefährlichen Weg über das Mittelmeer nehmen müssen, um Malta zu erreichen. Die Philippinen liegen zwar fast am anderen Ende der Welt, und doch verbinden Malta und die Philippinen zahlreiche traurige Schicksale, selbst wenn man dies auf den ersten Blick nicht vermuten würde.
Kochen können die philippinischen Frauen natürlich auch, dies durften wir am eigenen Leib erfahren, als sie für uns eines Abends ein wahres Festessen zauberten. Wir mussten nicht weit dafür fahren, waren doch die Räume des Gemeindezentrums der philippinischen pentecostalen Gemeinde schon die ganze Zeit der Ausgangspunkt all unserer Unternehmungen auf Malta. An dieser Stelle noch mal ein herzliches Dankeschön für die großartige Gastfreundschaft!

Pancit

- Glasnudeln
- Karotten
- Kohl
- Blumenkohl
- Frühlingszwiebeln
- weißer Pfeffer
- Pilze
- Hähnchenfleisch
- Sojasoße
- Knoblauch
- 1-2 Würfel Hühnerbrühe
- Sesamöl

Das Fleisch mit dem Knoblauch und den Zwiebeln in Öl anbraten. Dann die Hühnerbrühe-Würfel in Wasser auflösen und zusammen mit einer guten Portion Sojasoße in die Pfanne geben. Dazu kommt nun das klein geschnittene Gemüse in die Pfanne, so dass dieses etwas angebraten wird. Schließlich das ganze mit Salz und Pfeffer würzen.
Bevor nun aber die Nudeln ins Spiel kommen, muss das Gemüse die Pfanne wieder verlassen – doch keine Angst, ich glaube, das Gemüse wird später noch mal eine Rolle spielen. Also:

Das Gemüse raus aus der Pfanne, und die Nudeln zu dem Fleisch und der Hühnerbrühe hinzugeben. Wenn nun die Nudeln nach kurzer Zeit gut angebraten sind kommt das Gemüse wieder zurück in die Pfanne. Nochmals abschmecken und die Geheimzutat nicht vergessen: Sesamöl! Außerdem kann ein Schuss Sojasoße sicher nicht schaden.
Kakain na tayo! ('Guten Appetit'!)

Ein Leben im Dienste der Familie

H. kümmert sich gerade um den abgetauten Kühlschrank, als wir mit ihr ins Gespräch kommen. Damit kennt sie sich aus, genauso wie mit den vielen anderen Kleinigkeiten des Haushalts. Kein Wunder, denn hier auf Malta ist der Haushalt 5 Tage die Woche rund um die Uhr ihr Handwerk. Hausfrau und Mutter ist sie. Nichts Besonderes, könnte man meinen, doch das besondere an H.'s Situation ist, dass sie den Haushalt auf Malta zu bewältigen hat, ihre Kinder jedoch mit ihrem Mann und den Großeltern auf den Philippinen wohnen.
Seit 2006 lebt H. auf Malta und arbeitet in dem Haushalt einer älteren maltesischen Dame und deren Tochter. Sie lebt zusammen mit diesen in einer Wohnung und kümmert sich um den Haushalt, um den Einkauf und um die Nöte der älteren Dame, die aufgrund ihres Alters nicht mehr richtig gehen kann. H. selbst hat 6 Kinder, und als sie uns von diesen erzählt, leuchten ihre Augen voller Stolz. Der älteste ist schon 21 Jahre alt und studiert an der Universität. Dies ist nur möglich, da H. regelmäßig Geld zu ihrer Familie nach Hause schickt. Der Jüngste ist 11 Jahre, er war also gerade einmal 6 Jahre alt, als H. ihre Heimat verließ. Ihr Mann ist Postfahrer und kümmert sich neben dem Beruf um die Erziehung der Kinder, mit der Unterstützung der ganzen Familie natürlich. Von dem Geld, welches H. ihm schickt, konnte er sich nun sogar für seinen Beruf ein kleines Auto kaufen, erzählt sie uns. Oft telefoniert H. mit ihrer Familie über Skype, doch besuchen konnte sie ihre Heimat seit 2006 noch nicht. Im Winter, so sagt sie uns voller Aufregung, im Winter wird sie das erste Mal für 2 Monate zurück zu ihrer Familie fliegen - endlich! 2 Monate des Wiedersehens nach einer langen Trennung und genauso vor der nächsten Zeit der langen Trennung.
Neben ihrer Familie vermisst H. am meisten das Essen, denn auch wenn sie selbst eine gute Köchin ist, so haben die Malteser doch andere Essgewohnheiten. Meistens kommt daher in der maltesischen Familie Pasta auf den Tisch, und sollte es doch zur Abwechslung einmal Reis geben, so ist dies leider kein richtiger, fester philippinischer Reis.
Wie sie diese lange Zeit in der Fremde aushält, wollen wir von ihr wissen. Ihre Antwort: Weil ich weiß, dass ich etwas Sinnvolles tue und meine Familie mich braucht.
So wie H. geht es noch zahlreichen anderen Philippinerinnen. Auf den Philippinen reicht, selbst wenn beide Elternteile arbeiten, das Geld nicht aus, um die Kinder einer Familie richtig zu versorgen. Daher gibt es schon richtige Agenturen, welche gegen Vermittlungsgebühren philippinischen Frauen Arbeit auf Malta vermitteln. Auf Malta dürfen diese Frauen dann bleiben, solange sie Arbeit haben. Es ist also gefährlich für diese Frauen, mit den Arbeitsbedingungen, den langen Arbeitszeiten oder mit der Behandlung durch ihre Arbeitgeber auf Malta unzufrieden zu sein, da das Geld, welches sie hier verdienen, doch so dringend gebraucht wird. Eine Entlassung käme einem Existenzverlust gleich.
Was H. auf Malta Kraft zum Durchhalten gibt, ist die philippinische Gemeinde. An den Wochenenden wohnen die Frauen daher auch in den Räumen des Gemeindezentrums, sie kochen zusammen und tauschen sich aus. Diese Gemeinschaft fernab der Heimat ist ein kleiner Ersatz für das Leben in der fremden Kultur, weit weg von allen Menschen die sie lieben.

Veit

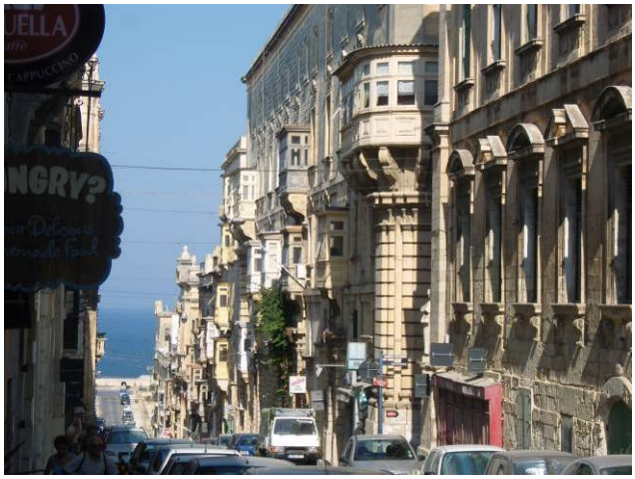
Erinnerungen einer Mutter

C. arbeitet für eine Familie mit 2 Kindern, eines davon ist gerade einmal 6 Monate alt. Dabei hat sie so einiges zu tun. Sie kümmert sich in dem Haushalt einfach um alles, so sagt sie uns, von der Kinderbetreuung bis zum Füttern der Katze. Seit 2004 lebt sie nun schon auf Malta, weit entfernt von ihrem Mann und ihren 4 Kindern auf den Philippinen. Vor einigen Jahren noch hatte sie als Lehrerin auf den Philippinen gearbeitet, doch das Geld, das man als Lehrerin auf den Philippinen verdient, reiche einfach nicht aus, um seinen Kindern eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Natürlich hat sie Heimweh, doch wenn C. darüber nachdenkt, warum sie das alles auf sich nimmt, gibt dies ihr neue Kraft zum Durchhalten. Ihre Familie braucht sie, und wenn sie ihrer Familie wirklich helfen will, dann muss sie diese Entbehrungen auf sich nehmen. Zwischen 12 und 14 Jahren sind ihre Kinder, 2 von ihnen gehen auf das Collage, 2 in die Highschool. Immerhin hat sie ihre Familie in den vergangenen 7 Jahren schon einmal besucht, doch wann das nächste Mal sein wird, ist noch unklar. Wenn man nach Hause reist, kann man in dieser Zeit natürlich kein Geld verdienen, ein paar Jahre wird der nächste Besuch also noch warten müssen. Und bis C. dann einmal richtig zurück nach Hause kommen kann, wird sie wohl noch länger warten müssen. Erst wenn die Ausbildung aller Kinder abgeschlossen ist, wird dies möglich sein. Als wir sie fragen, wie es denn für sie war, nach so vielen Jahren das erste Mal wieder nach Hause zu kommen, antwortet sie uns nur, dass es natürlich sehr schön war, aber ein bisschen komisch schon auch. „Als ich damals wegging, schaute ich nach unten in die Augen meines Sohnes, jetzt sehe ich nach oben, weil er groß geworden ist.“
Auch für C. stellt die philippinische Gemeinde ein wichtiger Halt für ihr Leben auf Malta dar. Dort findet sie Freundinnen und kann ihre Probleme mit den anderen Frauen teilen. Das Wochenende ist ihr immer eine willkommene Abwechslung zu ihrer Arbeit in der maltesischen Familie. Als wir sie fragen, ob sie sich denn in der maltesischen Familie, für die sie arbeitet, wohl fühlt und ob sie gut behandelt wird, antwortet sie, dass diese fair und nett seien und sie regelmäßig bezahlen. Eine perfekte Familie könne man sowieso nie finden, jeder habe ja so seine Macken.

Veit

Das schöne Malta:

Unterwegs als Touri



Besucht man Malta, um die Situation der Flüchtlinge dort kennen zu lernen, gerät man unweigerlich in den Konflikt mit Malta als Touristeninsel. Das beginnt schon vor der Abreise. Nach Malta möchten eigentlich alle gerne, besonders Mitte September, wenn es in Deutschland allmählich kühler wird. Und wir mussten bei unserem Aufenthalt feststellen, dass wir auch um dieses touristische Malta keinen Bogen machen konnten und mochten. Unser Hotelpool ließ sich mit den Erlebnissen in den Open Center schlecht vereinbaren, und eben dies war für alle TeilnehmerInnen eine tägliche Herausforderung.

Die Republik Malta liegt etwa 90 km südlich von Sizilien im Mittelmeer und besteht neben der Hauptinsel aus den kleineren Inseln Gozo, Comino, Cominotto und Filfla. Berühmt sind

die fantastischen Sandstrände, die in der Hauptsaison von Einheimischen wie Touristen belagert werden. Im Sommer ist es sehr heiß, im Winter mild, aber mitunter stürmisch und verregnet. Im ganzen Jahr ist die Luftfeuchtigkeit hoch, im September haben wir dies besonders zu spüren bekommen.

Touristisch gesehen macht diese extreme Begrenztheit, die einer Insel innewohnt, natürlich den besonderen Reiz aus. In nicht einmal einer Stunde ist man mit dem Bus bereits quer über die gesamte Hauptinsel gefahren und hat im Prinzip bald alles gesehen. Die bezaubernden Strände wiederholen sich, man kann sich an ihnen satt sehen. Glücklicherweise hat Malta darüber hinaus historisch und kulturell einiges zu bieten. Malta wurde vor über 6000 Jahren besiedelt, Faszination übt aber vor allem die etwas jüngere Geschichte aus, als nach den Phöniziern und Griechen mit den Römern die römische Kultur auf der Insel Einzug hielt. Später herrschten Germanen auf Malta und als es im 9. Jahrhundert zum Byzantinischen Reich gehörte, wurde es bald von den Arabern besetzt. Die Araber haben einen großen Einfluss auf die maltesische Kultur ausgeübt. So ist die Sprache der Malteser die einzige semitische Sprache mit lateinischen Schriftzeichen! Aber natürlich sind die Malteser keine Muslime, sondern mit entsprechendem Stolz katholische Christen. Seit 1530 nämlich gehörte Malta dem Malteserorden. Daher der Name.

Ende des 18. Jahrhunderts lief Napoleon auf Malta ein, brachte die Republik mit, wich aber bereits wenige Jahre später den Briten, die Malta als Kronkolonie führten. Erst seit 1964 ist die Insel offiziell unabhängig. Es ist erstaunlich, wie viele Herrscher Malta in der Vergangenheit hat kommen und gehen sehen. Sie alle haben ihre Spuren hinterlassen, denen man in den historischen Städten, in Museen und Kirchen folgen kann. Leider ist die Furcht vor Muslimen und die Verteidigungshaltung gegen ankommende Fremde im kollektiven Gedächtnis des Landes scheinbar ungebrochen. Daran scheitern Flüchtlinge jeden Tag.[3]

Auch kulinarisch ist Malta eine Reise wert. Für die Menschen in den Open Center ist die europäisch-mediterrane Esskultur höchst gewöhnungsbedürftig. Uns hat sie mitunter sehr angesprochen. Ich habe einen maltesischen Reisauflauf nachgekocht:

---

[3] Quellen:
http://de.wikipedia.org/wiki/Malta#Geschichte
http://wikitravel.org/de/Malta
http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Aussenpolitik/Laender/Laenderinfos/01-Nodes_Uebersichtsseiten/Malta_node.html
(22.11.2011)

Maltesischer Reisauflauf

200 g Langkornreis
200 g Tomatenmark
150 ml Wasser
1 TL Zucker
½ l Milch
400 g gemischtes Hackfleisch, scharf angebraten
3 Scheiben Frühstücksspeck, wahlweise Kochschinken
200 g Ricotta
4 verquirlte Eier
Gewürze
etwas geriebenen Mozzarella
etwas Butter

Zuerst die Butter in einer Pfanne zerlassen und darin Tomatenmark, Zucker und Wasser aufkochen. Abkühlen lassen. Den Reis roh in eine eingefettete Auflaufform geben. Darüber die Milch, die Soße, das scharf angebratene Hackfleisch, den gewürfelten Speck oder Schinken, Ricotta und die vier verquirlten Eier geben und kräftig würzen. Alles gut vermengen und abschließend mit dem Käse bestreuen.

Bei 200 °C etwa 45 Minuten im Ofen backen.

Das Rezept gelingt sehr leicht, ist nicht sehr aufwendig und klimafreundlich auch im deutschen Winter nachzukochen, da keine frischen Tomaten benötigt werden.

Susi

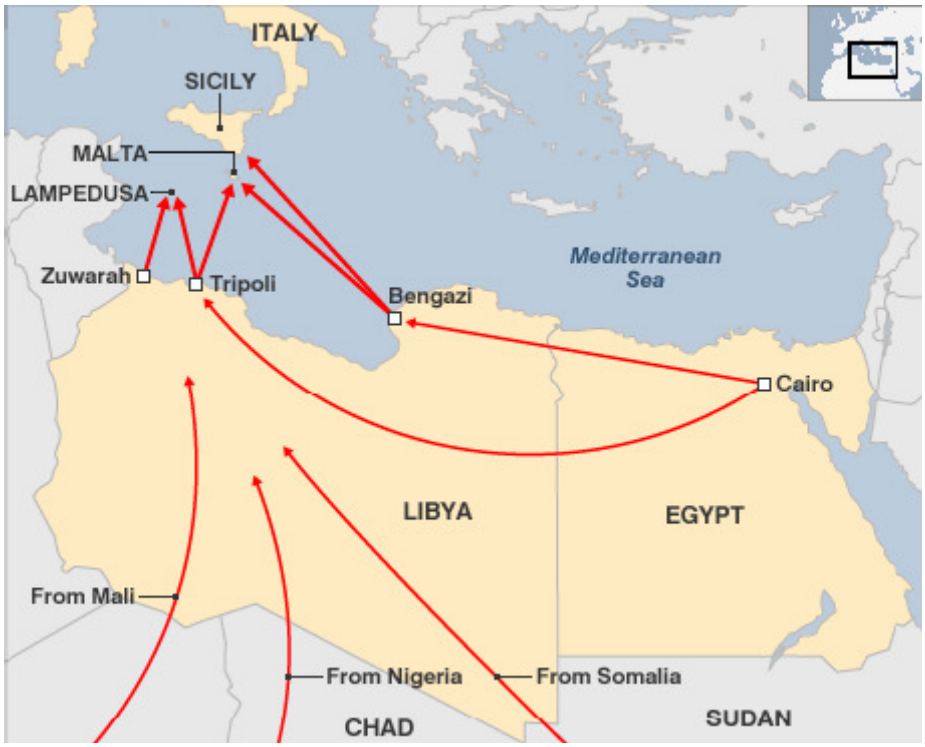
Weitere Informationen zu der Internationalen Sommeruniversität 2011 in Malta zum Thema „Flüchtlingsschutz an den EU-Außengrenzen: Dialog zwischen Menschenrechten und Bibel“, sowie dieses gesamte Kochbuch als PDF-Datei, finden Sie unter:

http://internationalsummeruniversitymalta.blogspot.com/

Copyright sämtlicher Bildmaterialien © by Marily Stroux, Dietrich Gerstner, Susanne Noack, Niklas Schimmer, Veit Röger.

Nach Psalm 69 – Hilferuf eines Flüchtlings

Hilf mir, o Herr!
Das Wasser reichte mir bis an die Kehle:
wirtschaftliche Not, Verfolgung, Krieg – deshalb floh ich von Zuhause.
Doch auch der Weg war kein einfacher, schon bald geriet ich in den tiefen Schlamm von Schleuserbanden und Anfeindungen und sah schon keinen Halt mehr. Auf dem überfüllten Boot geriet ich in tiefes Wasser, die Strömung und die Wellen rissen mich fort.
Und nun bin ich hier, und mein Elend nimmt kein Ende.
Ich bin müde vom Rufen um Hilfe, meine Kehle ist heiser von der Klage über meine Situation, mir versagen die Augen, während ich helfende Hände suche, während ich warte auf meinen Gott und sein Erbarmen.
Zahlreicher als die Haare auf meinem Kopf sind die, die mich grundlos hassen und mich wegen meiner Hautfarbe meiden. Zahlreich sind diejenigen, die mir nichts Gutes wünschen.
Für Dinge, die ich nicht verschuldet habe, klagen sie mich an.
Lass mich nicht zu Schanden werden für mich und meine Familie.
Herr, du Herr der Heere, auf dich hoffe ich.



MIGRATION ROUTES TO EUROPE